

Älter als Oldies

SOUND DES MITTELALTERS.

Wie hat Wien zur Zeit des Uni-Wien-Gründers Rudolf im 14. Jahrhundert geklungen? Einblicke in das mittelalterliche Musikleben.

GASTBEITRAG: PETRA SCHIEFER (UNI:VIEW)



Musik in Noten niederzuschreiben, wurde im späten Mittelalter üblich.

Bei einem Spaziergang durch das heutige Wien finden sich nur mehr wenige mittelalterliche Spuren: Die Neidhartfresken in den Tuchlauben, der Stephansdom und die Kirche Maria am Gestade zählen zu den wenigen Zeitzegen. Wie hat die Stadt damals wohl geklungen? „Wir versuchen, die Klangaura des späten Mittelalters zu rekonstruieren: Was haben die Menschen wie und wo gehört?“, so Reinhard Strohm, emeritierter Professor an der Universität Oxford.

MEHR ALS NOTEN. „Das mittelalterliche Musikleben ist wenig erforscht“, erklärt Projektleiterin Birgit Lodes von der Universität Wien. Gemeinsam mit ihren MitarbeiterInnen begibt sie sich auf die Suche nach den einzelnen Puzzleteilen – wie Musikstücken, Bildern, Archivgut und literarischen Beschreibungen – und setzt diese in Verbindung zueinander: Eine Tuschezeichnung mit Neidhartfiguren, die oben erwähnten Fresken und ein Liederbuch ergeben zusammen ein Bild vom bürgerlichen Musikleben der Stadt. Um den „klingenden Aspekt“ der mittelalterlichen Liedkunst, spricht die musikalische Praxis, in das Projekt miteinzubeziehen, haben sich Strohm und Lodes den Lautenisten und Sänger Marc Lewon ins Boot geholt. Gemeinsam mit fünf Ensembles spielt er 60 mittelalterliche Musikstücke ein und stellt

diese als Hörbeispiele auf der Projekt-Website zur Verfügung. „Unser Anspruch ist es, den Inhalt öffentlich zugänglich und erlebbar zu machen“, so Lewon.

INTERNATIONALE BLÄSER. Die WissenschaftlerInnen untersuchen die Zeit von 1340 bis 1520: von Rudolf dem Stifter, Gründer der Universität Wien, bis zu Maximilian I. „Nie wurde vorher in Europa so viel Musik niedergeschrieben wie in dieser Zeit – und: Die meisten erhaltenen Musikquellen kommen aus dem Dreieck Basel-Wien-Bologna, also aus unserer Untersuchungsregion“, erzählt Strohm.

Obwohl es die Weltmacht Habsburg noch nicht gab, hatte die „österreichische“ Musikkultur eine überregionale Bedeutung. „Zwar wurde viel Musik aus Italien und Frankreich importiert und teilweise mit deutschen Texten unterlegt, aber im Bereich der Instrumentalmusik gehörten die deutschsprachigen Musiker zu den besten und wurden vielfach ‚exportiert‘, betont Lodes, die vor allem die internationalen Verflechtungen aufzeigen will.

ALTE MUSIKSZENE. Vieles, was wir heute mit westlicher Musik verbinden, hat sich im späten Mittelalter herausgebildet: die Notenschrift, die Benennung der Noten – und es wurde erstmals mehrstimmig gesungen. „Das allgemeine Wissen um die große



WWW.MENSA-CD.AT





notizen des rektors

Heinz W. Engl,
Rektor der Universität Wien

musikalische Tradition unseres Landes setzt aber erst mit Mozart ein“, bedauert Lodes. „Die reiche österreichische Musiktradition der späteren Jahrhunderte beherrscht das öffentliche Bewusstsein so sehr, dass alles, was vorher war, in den Hintergrund gedrängt wird“, vermutet die Professorin für Historische Musikwissenschaft. Mit dem aktuellen Projekt will sie dieses „Wissensdefizit“ ausgleichen.

SPIEL UND TANZ. Im Mittelalter war streng geregelt, wer wo musizieren durfte. So war es bürgerlichen Frauen zu jener Zeit nicht gestattet, in der Öffentlichkeit aufzutreten – Frauen von Spielleuten hingegen schon, da diese ohnehin im sozialen Abseits standen. Tanzende Frauen waren geduldet – musizierende nicht: „Im privaten Rahmen allerdings durften die gutbürgerlichen Damen beim Tanz sogar mitsingen“, so Strohm, der für einen Sammelband über Frauen in der Musikgeschichte das 15. Jahrhundert untersucht hat. Die geteilte Gesellschaft und die ungleichen Ausgangsbedingungen sind ein großes Thema dieser Zeit, über das sich auch der Bogen zur Gegenwart spannen lässt. „Damals bestimmten Stand und Ausbildungsmöglichkeiten das weitere Leben – teilweise ist das leider heute noch so“, schließt Strohm. •

Hörbeispiele und weitere Informationen über das FWF-Projekt „Musikleben des Spätmittelalters in der Region Österreich“ finden Sie in der Universitätszeitung uni:view:

<http://medienportal.univie.ac.at/Sound>

uni:view

SEHR GEEHRTE ABSOLVENT/INNEN DER UNIVERSITÄT WIEN!

Vor wenigen Monaten wurden die „Leistungsvereinbarungen“ zwischen Bund und Universitäten abgeschlossen, das Kernstück der Universitätsautonomie. Die wichtigsten Punkte unseres Arbeitsprogramms für die kommenden drei Jahre möchte ich Ihnen kurz vorstellen.

Die Universität Wien verfügt jährlich über mehr als 500 Millionen Euro (inklusive Drittmittel), was allerdings im internationalen Vergleich für eine Universität mit mehr als 90.000 Studierenden recht knapp ist. Die von der Regierung bereitgestellte „Hochschulmilliarde“ erlaubt eine Weiterführung des laufenden Betriebs der Universitäten auf dem bisherigen Niveau und einige punktuelle neue Maßnahmen, eine nachhaltige Verbesserung der quantitativen Betreuungsverhältnisse in besonders stark nachgefragten Studien wird sie noch nicht ermöglichen.

Nach der fast vollendeten Umstellung auf die Bologna-Studienarchitektur wird nun ein Schwerpunkt darauf liegen, wieder etwas freieres Studieren zu ermöglichen, andererseits auf dem Aufbau interdisziplinärer Masterstudien wie Computational Science, Bioinformatik (gemeinsam mit anderen Wiener Universitäten) und Südosteuropastudien. Ein großes Projekt der nächsten drei Jahre ist die umfassende Serviceverbesserung für Studierende durch ein „Studienserviceportal“.

Die Universität Wien ist und bleibt die größte LehrerInnenbildungsstätte Österreichs. Der von der Humboldt-Universität Berlin berufene Physikdidaktiker Prof. Lutz-Helmut Schön leitet das neu gegründete „Zentrum für LehrerInnenbildung“. Dort werden die 26 Lehramtsstudien gebündelt und im Einklang mit dem Regierungsprojekt „PädagogInnenbildung neu“ sowie in Kooperation mit den Fach-Fakultäten gestaltet werden.

Eine besondere Stärke der Universität Wien ist ihre einzigartige fachliche Breite. Basierend auf den Forschungsschwerpunkten der Fakultäten und Zentren ermöglichen die nach Ausschreibung und internationaler Begutachtung eingerichteten Forschungsplattformen interdisziplinäre Forschung auf höchstem Niveau. Den ersten Schritt in die Forschung stellen unsere Doktoratsstudien dar, die durch neue kompetitive Förderprogramme weiter gestärkt werden.

In den nächsten Ausgaben des Alumni-Magazins werde ich Sie über einzelne der hier nur kurz angesprochenen Punkte genauer informieren. •